

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 28

Artikel: Der Ueberwinder [Schluss]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 28 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

11. Juli 1936

Nach Hause. Von Ludwig Jacobowski.

Das macht die Sommernacht so schwer:
Die Sehnsucht kommt und setzt sich her
Und streichelt mir die Wange.

Man hat so wunderlichen Sinn;
Man will wohin, weiss nicht wohin,
Und steht und guckt sich bange.
Wonach? —

Die Fackel in der Hand,
So weist die Sehnsucht weit ins Land,
Wo tausend Wege münden.

Ach einen möchte ich schon gehn,
„Nach Hause“ müßte drüber stehn. —
O Herz, nun geh ihn finden!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aebly.

28

Franz Hollmann saß im Klubsessel des Rauchsalons, stöberte lässig in Zeitschriften und schielte darüber hinweg nach einer sonnengebräunten, jungen Kreolin, die den Rauch dicker Zigaretten vollbadig nach der Decke blies. Plötzlich schrie die Dame übermütig auf. Die heiße Asche der Zigarette war ihr auf den Busen gefallen. An das Ereignis knüpfte sich nun zwischen ihr und Franz Hollmann eine neffische Unterhaltung ohne viel Sinn; es schienen sich da zwei Menschen getroffen zu haben, denen es Bedürfnis war, sich auf alle Fälle immer in Worten breitzutun, um zufrieden zu sein.

Als die Leute aus dem Kino strömten, blieb er ruhig sitzen und wartete bis seine Frau zu ihm käme. Aber eine halbe Stunde verfloss und sie kam nicht. Mißmutig erhob er sich endlich, sie aufzusuchen. Er fand es an der Zeit, einen andern Ton anzuschlagen.

Langschrittig stapfte er nach dem Saal. Da gewahrte er schon von der Türe aus ihre Gestalt, noch auf denselben Platz geduckt.

„Ruth“, rief er herb.

Mit einem unterdrückten Schrei zuckte sie auf.

Schon stand er bei ihr und sprach im Tone des Vorwurfs: „Es ist einfältig, daß du dich nicht beherrschen kannst.“

Sie sah ihn mit entsetzten Augen an, erhob sich energisch und schritt an ihm vorbei dem Ausgang zu. Er sah ihr mit aufsteigender Wut nach. Das war ja Verachtung; das ließ er sich von einer Frau nicht bieten.

Aber da wandte sie sich um, mit den Händen nach einem Halt suchend, und brach in sich zusammen.

Franz stürzte vor, hob sie mit Mühe auf und trug sie mit starken Armen in die Kabine.

Der Schiffsarzt schmunzelte. „Ein Unwohlsein kann jungen Frauen widerfahren; das ist normal!“

Ruth siebte. Franz wachte an ihrem Lager. Es quälte ihn, bei ihr zu sein, weil er die junge Frau nicht krank glaubte, weil er vermutete, sie täusche ihm das Kranksein vor, um die Reue über die Flucht aus der Ehe zu verbergen. Ihre über die Decke suchenden Hände fing er mit festem Griff, und sein Ton der Beruhigung klang herb und ungeduldig.

Da verhielt sie sich ruhig und blickte mit groß offenen Augen nach der Decke, die den Raum erdrückend klein erscheinen ließ.

Das Schiff schaukelte, daß sie die Augen schloß. Aber sie wurde nicht in den Schlaf gewiegt. Bilder hämmerten auf ihre Seele ein ... „Mutter und Kind!“ Ein Film, als hätte sie darin die Hauptrolle gespielt. Eine junge Frau, die in Laune und Uebermut die Familie im Stiche ließ. Ein Kind, ein Mädchen von kaum zehn Jahren, will den enttäuschten, kummervollen Vater trösten, verrichtet die Arbeit der Mutter, und da der Vater erkrankt — eine Zeitschrift hat das Bild der Mutter als Sängerin gebracht —, reißt das Kind nach der Landeshauptstadt, wohnt einer Vorstellung bei, sieht und hört die Mutter, sucht sie nach der Vorstellung umsonst im Theater und dann auf der autobelebten Straße, ... und gerät bei einbrechender Nacht unter ein Auto, ... die Mutter hat ihr Kind überfahren, ... die Mutter hat ihr Kind getötet; ... daß der Film

gütiger war, daß Mutter und Kind und Vater sich wieder finden, das hat Ruth übersehen! — — —

Sie schaut nur immer das eine schreckhafte Bild: das Kind von der eigenen Mutter überfahren, und dies Kind, ein Mädchen, ja, aber gleich es nicht ihrem Knaben Rudolf? Es war ihr Kind, ihr Kind! ...

Das Schiff schleuderte in stärkerem Wellengang. Sie schloß fester die Augen; sie glaubte zu versinken, ohne Hoffnung und ohne Trost. Schlaf umfing ihre gepeinigten Sinne. — — —

Der Mann an ihrer Seite erhob sich und tappte hinaus.

Beim Glücksspiel suchte er Zerstreuung. Er gewann; aber er ärgerte sich über Ruth.

*

Das flüchtende Paar war glücklich an Land.

In einem ersten Hotel in Rio de Janeiro hatten sie Wohnung genommen. Die geschäftlichen Beziehungen und Verbindungen ließen sich nicht in der leichten Weise ordnen, wie man es von der Heimat aus betrachtet und vorgeesehen hatte ...

Franz Hollmann war täglich in Anspruch genommen. Er hatte sich ein Auto gekauft, um rascher überall vorzukommen und jederzeit wieder zu seiner Frau zurückzukehren. Er war ihre Sorgen in Sorge. Sie war verträumt und wortfarg geworden und schreckhaft und ängstlich dazu. Er hatte sie in den Klub der Landsleute geführt, aber sie lehnte jede Beziehung ab. Sie zog es vor, im Hotel zu verweilen und da auf ihn zu warten.

Stundenlang saß sie allein auf der Veranda und schaute in das Getriebe der belebten Straße hinunter. Eine völlig neue Welt zog an ihr vorüber. Die hastenden, braunen Menschen, die südlich hellen, bunten Kleider, die seltsamen Fahrzeuge weckten in ihr nicht den Eindruck des Fremden. Sie hatte überhaupt kein Interesse für diese Welt. Für sie gab es nur Mütter und Kinder. Ihre Blicke hefteten sich an jungen Frauen fest, bohrten sich in sie hinein, und auch von den kleinen Kindern konnte sie die Augen nicht losbekommen. Oft schrak sie zusammen. Ueberquerte ein Kind allein die Straße, vermeinte sie es schon unter einem vorbeifliegenden Auto zu sehen. Es waren Höllenqualen, die sie Tag um Tag erlebte.

Ruth hatte müßige Zeit zu grübeln. Die Vergangenheit tauchte in greifbarsten Einzelheiten auf. Ruth erinnerte sich jeder Rede und jeder Handlung, die sie je einmal mit Franz verbanden. Sie erschauerte, wenn sie jenes Abends gedachte, da Franz unzweideutig vom Parfüm und Pulver gesprochen, da er die Blumenwase auf dem Gartentisch zererschossen hatte, daß sie von einem Splitter verwundet wurde. Franz trug auch jetzt stets den geladenen Revolver auf sich. Kürzlich war sie des Nachts heimlich aufgestanden und hatte ihm die Waffe aus der Tasche genommen. In der Frühe fragte er darnach. Da bekannte sie ihm ihre Angst vor Waffen. Er lachte. Immerhin gestattete er, daß sie den Revolver in ihre Obhut nahm, solange sie in der Stadt weilten, aber in der Prarie draußen gehöre solch' ein feinkalibriges Möbel zu jedem Amerikaner. Vor dieser unruhigen Zukunft suchte sie Schutz in den guten Stunden ihrer Vergangenheit, aber die Brücke der Gegenwart wollte sich nicht über einem bodenlosen Abgrund schließen lassen.

Ruth fuhr ungern mit Franz aus. Er war wohl ein geschickter Fahrer, aber auch ein rücksichtsloser. Es war ihr immer, als müßte sie ihm in die Hebel und ins Steuerrad greifen, obgleich sie nichts davon verstand. Es machte ihm sichtlich Spaß, wenn er die Menschen vor seinem neuen, saulenden Ungetüm fliehen sah.

Einmal, da sie glaubte, er überfahre einen alten Mann, griff sie ihm ins Steuer. Beinahe wäre wirklich ein Unglück geschehen. Franz fauchte sie jähzornig an. Da brauste auch Ruth auf; es war eine instinktive Abwehr; augenblicklich wollte sie aussteigen. Er schalt heftig. Sie verfiel voll Verzweiflung in einen Weinkrampf. Aber das besänftigte ihn nicht; leidenschaftlich waren seine Vorwürfe, daß sie ganz demütig wurde, und dann war er auch wieder lieb zu ihr.

*

Wieder fuhren sie aus. Ruth saß hinten im Wagen. Er wollte es so haben. Er fuhr in der gewohnten Schnelligkeit.

Ruth blickte an seiner massigen Gestalt vorbei und stierte durch die Windschutzscheibe.

Die Sonne schien prall; die Häuser schimmerten weiß; in erfrischenden Anlagen grunten hohe Bäume. In einem warmen Strom fühlten ihre Sinne, daß man in einer paradisißchen Gegend weilte. Wie eine jähe Ueberraschung traf sie dann die Erinnerung an eine andere Fahrt, bei hellster Sonne, in lachendes Grün, an weißen Häusern vorbei: Locarno.

Sie wagte nicht in den Führerspiegel zu blicken. Sie fürchtete sich plötzlich wieder vor Gesichtern und vor Bildern. Es tanzte wirr vor ihren Blicken. Sie beugte sich vor und schrie auf.

Franz stoppte, daß die Maschine kreischte, und fragte unwirsch zurück: „Was ist wieder los?“

„Nichts“, schluchzte sie, „ich vermeinte, es laufe dir ein Kind vor den Wagen; du fährst so schnell!“

„Hier muß man schnell fahren; wir sind nicht mehr in Römervon“, bemerkte er zurück. „Oder, was meinst du?“

„Nichts“, entgegnete sie mit kühler, fester Stimme und schmiegte sich tiefer ins Polster. Sie hatte Lust, den Wagen zu verlassen, und sie wagte die Bitte nicht zu äußern.

Wieder gab er Vollgas und fuhr wie besessen durch die belebten Straßen.

Ruth preßte den Körper in den Sitz ... Es war ihr, als entschwände alles Körperliche. Sie drückte die geballten Hände vor den Mund. In ihren Schläfen hämmerte es im tausenden Tempo des aufgepeitschten Wagens. Ihre Augen weiteten sich in äußerster Spannkraft. Jeden Augenblick vermeinte sie, das Auto überrenne einen Menschen, ein Kind! Sie hatte Visionen.

Da ist wirklich ein Kind, ein blonder, dreijähriger Knabe. Unheimlich nähert sich das Auto diesem Kinde, nun eilt das Kind selber auf das Auto zu, gegen den Kühler, gegen die Scheibe — — —

„Mein Gott, Rudolf“, schreit Ruth, greift nach der Klinkle und stürzt aus dem Wagen.

Franz sieht im Spiegel, daß Ruth nicht mehr zu gegen ist. Er stoppt auf dem Punkte, daß der Wagen schleudert, und steigt hastig aus.

Eine Reihe Autos hält an. Gleich strömt ein Auflauf von Menschen zusammen. Man hebt mit Mühe einen weiblichen Körper unter dem Auto hervor, das in entgegengesetzter Richtung fuhr, als jene Maschine, aus der sich eine junge Frau herausschürzte.

Ärzte sind bald zur Stelle.

Es ist keine Hoffnung mehr. Der Kopf der jungen Frau ist zerquetscht, das Gesicht blutüberströmt, das Leben aus dem Körper gewichen.

Franz Hollmann ist starr vor Entsetzen; mechanisch weist er einem Polizisten seine Papiere vor. Er wünscht, daß man die Verunglückte in sein Auto bringe. Es geschieht.

Franz fährt nach dem Hotel zurück. Ein Policeman hat sich neben ihn gesetzt. Ein heimlicher Schmerz schüttelt Franz, die Tränen kugeln ihm aus den weit geöffneten Augen, aber er lenkt das Auto mit sicherer Hand.

Der Policeman will trösten und sagt: „Die junge Frau vertrug wohl unser Klima nicht.“

Franz nickt zustimmend; verbissen denkt er: „Und den Menschen nicht, der sie in dieses Klima geführt hat.“

Mit starken Armen trägt Franz die tote Frau auf das Zimmer, das sie bewohnten. Behutsam legt er sie auf das Sofa. Man hat ihr den Kopf, mit der entsetzlichen Wunde, bandagiert. Blut haftet noch auf ihrem Gesicht. Behutsam wäscht er es rein und sieht, daß es unverletzt und schön ist, als schliefe sie nur. Da sperrt er die Türe ab und stürzt schluchzend, von Weh überwältigt, an ihrem Lager nieder.

Man pocht an die Türe. Er schließt nicht auf.

Endlich geht er an den Schreibtisch und beginnt zu schreiben: „Lieber Vater, ein letztes Lebenswohl von zweien, die geboren wurden, um auf der Erde nutzlos zu sein und unter der Erde rasch vergessen zu werden.“

Seine Hand zitterte nicht, als er die Zeilen schrieb. Jede Schwäche war überwunden; er wußte, was er wollte.

Langsam zog er das Schubfach und fand in einer Ecke den Browning. Befremdet zog er ihn hervor, denn er hatte in seiner Hand mehr als die gewohnten Formen gefühlt. Ein blaues Band war um die Waffe geschlungen und daran hing ein Zettel. Er erkannte Ruths feiner kleine Schrift und las: „Lieber Franz, wenn du mich wirklich lieb hast und ich dir etwas bedeute, dann gebrauchst du nie den Revolver.“

Der Mann war betroffen wie nie in seinem Leben.

Das war der Jammer und das war die Gewißheit: Ruth hatte Angst vor ihm. Er wurde sich bewußt, mit welcher ungestümen Leidenschaft und hemmungslosem Begehren er Ruth an sich gerissen hatte. Er war ihr Herr gewesen, und sie die Magd. Nun begriff er ihre Scheu, ihre Zurückhaltung, um endlich mit verwirrten Sinnen und dem Wahn, es geschehe Schlimmes, vor ihm zu fliehen und sich ins Verderben zu stürzen. Sie hatte ihn wohl kaum geliebt, nur gefürchtet. Aber jetzt war sie die Mächtigere.

Sachte drehte er sich in seinem Stuhle um und sah nach ihr hin.

Ihr Körper lag lässig auf dem Sofa, in das zerrißene Kleid versunken. Das Gesicht war rein und schön,

aber blaß und blutleer. Der Mann duckte sich. Diese zerbrochene Frau klagte an.

„Ruth, Ruth“, entrang sich ihr Name seiner Brust, es war wie ein Ruf der Hilfe und Bitte an die Lebende, die er in seiner ungezähmten Art wirklich geliebt hatte ... Sie lag stumm und starr, erfüllt vom Geheimnis steigender Anklage.

Man pochte heftig an die Türe. Franz schloß auf.

Der Hotelier wünschte, daß man die Tote aus dem Hause und nach der städtischen Leichenhalle bringe.

Hinter dem für sein Geschäft interessierten Manne erschien die Kreolin mit einem mächtigen Strauß Orchideen. Sie legte sie auf einen Tisch neben der Toten, kondolierte dem Manne und sagte: „Ich werde Ihnen behilflich sein, daß die Verstorbene ehrenvoll beigesetzt wird.“

Franz taumelte an den Schreibtisch zurück. Die Kreolin sah dort die Waffe liegen. Ohne ihre Stellung zu wechseln, sprach sie sachlich knapp die Worte: „Herr Hollmann, unser Leben hört nicht auf mit dem Tode eines Mitmenschen. Kommen Sie mit mir.“

Franz schien von diesen Worten unberührt. Er ordnete mit verbissenem Trotz seine Papiere, zerriß den Brief, den er dem Vater geschrieben hatte, und steckte die Waffe mit dem blauen Band und dem Mahnzettel in die Tasche, wo der Browning von je seinen Platz inne hatte. Dann wandte er sich der Kreolin zu, die sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. Dicht vor der Schwelle blieb er stehen, als hielt ihn eine unüberwindliche Macht zurück: die geliebte Frau. Er warf einen scheuen Blick auf Ruth, deren stumme Anklage ihn peinigte; aber ihr Kopf lag tief und fremd in den Kissen und schien sich ihm fernzuhalten und die Augen waren fest geschlossen und auch der Mund; da folgte er rasch und jählings den dunklen, lebensheißen Augen, die er mahnend auf sich gerichtet fühlte.

34. Kapitel.

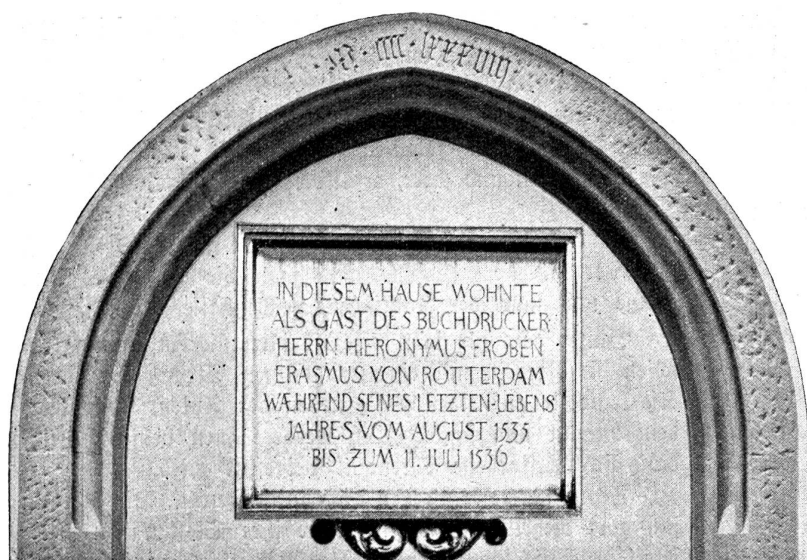
Lehrer Lothar Waldauer befand sich in einer Klinik der Stadt. Er erholte sich rasch und gut.

Die Sonne schien frühlingshell in das weiße Zimmer. Es war nun viele Tage so gewesen. Es war, als wollte die Sonne seine Genesung fördern.

Neues Leben rann durch seine Adern. Er spürte prikelnde, schaffende Wärme in allen Gliedern. So mochte der Ursaft des Frühlings in den Pflanzen, pochen und arbeiten.

Lothar saß am Fenster und sah in Gottes schöne Welt hinaus und war beglückt. Sein geklärter Blick verweilte auf einem jungen Apfelbaum, der von kräftigem Wuchse strotzte und dessen Krone eine Riesenfugel von Blüten war. Die Begeisterung für die Wunder der Natur war wieder wach in ihm. Er hatte während seiner Krankheit so viel Liebe empfangen, daß er wieder an das Gute und die Güte der Menschen glaubte. Er möchte jetzt schon tätig sein, um allen Freunden zu danken.

Kürzlich übermittelte ihm die Mutter die Kunde, er werde zum Lehrer an die Bezirksschule ernannt. Er wußte gleich, daß er diese Ernennung Claire zu verdanken hatte, dieser klugen und hochherzigen Frau.



Gedenktafel am Hause Bäumlengasse 18 zur Erinnerung an den Aufenthalt des Erasmus von Rotterdam im „Haus zum Luft“ 1535–36.

Lothar möchte vor allem dem Freunde Fridolin Dank sagen, von Hand zu Hand, von Angesicht zu Angesicht, von Herz zu Herz. Auch Holzer weilte in der Klinik, da er seit der Blutübertragung an Schwächeanfällen litt. Aber man wollte Lehrer Waldauer noch nicht erlauben, den Freund zu besuchen.

Heute war die Pflegerin besonders ernst; sie rückte Sachen zurecht, die schon am richtigen Plage waren.

Lothar bemerkte die Unrast und erkundigte sich, ob Ungutes vorgefallen sei ... Zögernd gab sie Bescheid:

„Fräulein Seiler ist angekommen. Sie wird Ihnen etwas zu sagen haben. Aber Sie dürfen sich auf keinen Fall wieder so aufregen, wie schon einmal.“

Lothar stutzte, aber sagte: „Ich bin stark geworden.“

Fräulein Gertrud trat ein. Sie war in Schwarz gekleidet und trug einen Strauß Rosen und Lilien im Arm. Lothar starrte sie an und hielt ihre Hand fest. Sie entzog sie ihm nicht. „Sie ahnen, was geschehen ist“, sagte sie in ihrer beherrschten Art.

„Fridolin?“ rief Lothar.

„Ja, der Gute ist sanft hinübergeschlummert.“

Lehrer Waldauer rannen die Tränen unhemmbar aus der Quelle edlen Menschentums.

Fräulein Gertrud überließ ihn eine Weile seinem natürlichen Schmerz. Dann sagte sie in ihrem beruhigend klaren Tonfall: „Er läßt Sie grüßen, und Sie sollen auf ein neues, gesundes Leben hoffen.“

„Er hat es überwunden“, bemerkte Lothar langsam und bedeutungsvoll.

Die Lehrerin entgegnete flug: „Sie meinen, Fridolin habe das Leben durch den Tod überwunden; aber ich meine, er war schon vorher ein Sieger, als er das Leben selbst durch sein Leben, durch seinen Opfersinn überwunden hatte. Damit hat er in seinem eifrigen Schulleben uns Kollegen und Mitmenschen die lebendigste und schönste Lektion erteilt.“

„Sie haben recht“, sprach Lothar, „und ich verstehe Sie wohl. Auch Sie sind erfüllt von dieser edlen Gesinnung, die das Leben durch Starkmut und Aufopferung

immer wieder neu gewinnen läßt. Ich habe mit dem Blute Fridolins nun auch diesen Impuls empfangen, um ein zweites Leben, das wenig Auserwählten vergönnt ist, neu zu beginnen. Ich will es glücklicher und beherrschter gestalten, mehr gütig als trozig, mehr demütig als stolz.“

Gertrud nickte lebhaft und sagte: „Ich habe ein Büfett von Lilien und Rosen für unseren Kollegen mitgebracht. Man gestattet Ihnen, die Blumen dem guten Freunde selbst auf die Brust zu legen, wenn Sie es wünschen, und wenn Sie sich stark genug fühlen.“

„Ich bin sogleich bereit“, sagte Lothar und richtete sich willensstark auf.

Auf Gertruds Arm gestützt, die duftenden Rosen und Lilien in der Hand, begab sich Lehrer Lothar zu seinem toten Freunde, um ihm unendlich dankbar die Ehre zu erweisen für das Schönste, was Menschen einander geben können: die Hochachtung und den Opfergeist der Liebe.

— Ende —

Erasmus von Rotterdam.

Von Anton Petzold.

Vor vierhundert Jahren, am 12. Juli 1536, starb in Basel der größte Humanist im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit, ein Mann, der für Deutschland von höchster Bedeutung geworden ist und zu seinen ausgezeichneten Söhnen gezählt wird: Erasmus von Rotterdam, geboren am 28. Oktober 1467. Er hieß eigentlich Gerhard, latinisierte aber seinen Namen nach der Sitte der Zeit. Obwohl er dem Mönchswesen ablehnend gegenüberstand, wurde er doch unter dem Drucke seiner Vormünder — er war Waise — Klosterbruder und erhielt vom Bischof von Utrecht eine Freistelle zum Besuch der Universität Paris. Dann besuchte Erasmus zur Vollenbung seiner Studien England und trat hier in nähere Beziehungen zu Thomas Morus, der ihn in sein Haus aufnahm.

1509 schrieb Erasmus das bekannteste seiner Werke, „*Eucomium Moriae*“ (Lobrede der Torheit), das von Holbein mit genialen Randbildern geschmückt wurde und in der gebildeten Welt außerordentliches Aufsehen erregt. Erasmus hatte die Uebelstände seiner Zeit erkannt und beabsichtigte mit diesem Werke die Kultur seiner Zeitgenossen zu verbessern, Wissen und Aufklärung zu verbreiten, den Geschmack und die Sitten zu verfeinern. Die Bildung des Herzens kommt bei ihm nur nebenbei zur Sprache. Als Kampfmittel benutzte er die Satire, mit der er seinen Lesern über ihre Laster und Torheiten die Augen öffnen wollte. In der „Lobrede der Torheit“ tritt diese selbst auf und preist ironisch ihre Verdienste. Die Schwächen aller Stände werden durchgeholt, die schärfsten Geißelhiebe empfangen aber die törichtsten Annahmen der gelehrten Stände, der Aberglaube, der sich in die christliche Lehre eingeschlichen hatte, die oft lächerlichen Schriftauslegungen der Theologen, die Unwissenheit und das anstößige Leben der Mönche und andere Verirrungen des kirchlichen Lebens, wobei selbst der Papst und die Bischöfe nicht leer ausgehen.

1513 kam Erasmus zum erstenmal nach Basel, um bei dem trefflichen Buchdrucker Johann Froben seine Werke herauszugeben. Er trat hier mit Zwingli in Berührung und lernte in Frobens Hause auch den großen Maler Hans Holbein kennen, von dem wir so wunderbare Bilder des Gelehrten besitzen. Nun erschienen eine griechische und eine